# Literatur der Frühen Neuzeit

# und ihre kulturellen Kontexte

**Bochumer Ringvorlesung im Sommersemester 2011**

Andreas Beck / Nicola Kaminski (Hrsg.)

PETER LANG
Internationaler Verlag der Wissenschaften

Die Literatur der Frühen Neuzeit ist mehr als ›Vanitas‹ und ›Carpe diem‹, ›Pest‹ oder ›Krieg‹ – sie ist weitaus vielgestaltiger, als diese Schlagworte suggerieren, die frühneuzeitliche Texte nicht selten eher zum Schweigen als zum Sprechen bringen. Unsere Ringvorlesung will gegen solche klischeelastige Monotonie etwas unternehmen: Sie behandelt den faszinierenden Facettenreichtum der ›spätfrühneuzeitlichen‹ Literatur zwischen ca. 1680 und 1750. Vorgestellt werden in exemplarischen Analysen wichtige, durchaus auch weniger bekannte literarhistorische Szenarien, und zwar stets mit Blick auf deren Verflechtung mit verschiedenen kulturellen Kontexten. Im Mittelpunkt jedes Vortrags steht ein überschaubarer, zumeist literarischer Schlüsseltext, der im Hinblick auf seine Interaktion etwa mit Musik, bildender Kunst, Theater, Theologie, Medizin oder Politik untersucht wird.

Interdisziplinarität des Zugriffs: das bedeutet auch, daß unsere Bochumer neugermanistische Vorlesung in Gastvorträgen Frühneuzeitspezialisten anderer Fächer und Universitäten vorstellt. Und für eine Sitzung verwandelt der Hörsaal sich in eine Bühne: wenn die Dortmunder Schauspielerin Jutta Seifert in einem rasanten Theatersolo Voltaires *Candide* lebendig werden läßt.

Mo 12-14

Raum: HGB 40

Beginn

11.4.11

Andreas Beck und Nicola Kaminski lehren Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.

Literatur der Frühen Neuzeit und ihre kulturellen Kontexte

Andreas Beck / Nicola Kaminski (Hrsg.)

# Literatur der Frühen Neuzeit und ihre kulturellen Kontexte

## Bochumer Ringvorlesung im Sommersemester 2011

PETER LANG
Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlagabbildung:
Andreas Beck, unter Verwendung von Material aus Privatbesitz sowie von Beständen der Bibliothek des Germanistischen Instituts der Ruhr-Universität Bochum.

Lichtbildwerk Rückseite:
© Olaf Gloeckler, Atelier Platen, Friedberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier.

ISBN 978-3-631-63168-35 (Print)
E-ISBN 978-3-653-04747-9 (E-Book)
DOI 10.3726/978-3-653-04747-9

© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2012
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.de

# Inhaltsverzeichnis

Andreas Beck / Nicola Kaminski
An den Großgünstigen Leser ..... VII

Nicola Kaminski (Bochum)
Experimente mit dem lyrischen Sprechgestus:
Johann Christian Günthers Liebesgedichte
zwischen Barock, Galanterie, Erlebnislyrik ..... 1

Michael Maul (Leipzig)
*Die Asiatische Banise* – ein barocker
Bestseller auf der Opernbühne ..... 25

Andreas Beck (Bochum)
»Vnzahlbare Ubel entstehen von der Zungen« –
Abraham a Sancta Clara als katholischer ›Grammatiker‹ ..... 51

Dieter Breuer (Aachen)
Die Literatur des katholischen
Deutschland in der Frühen Neuzeit ..... 77

Dirk Niefanger (Erlangen)
»JEsus-Triumph-Einzug in unser Leib und Seele«:
Eine Vorlesung zur ›sakralen Theatralität‹ in
Catharina Regina von Greiffenbergs Sonetten
und in der Betrachtung *Von der Einreitung zu Jerusalem* ..... 107

Benedikt Jeßing (Bochum)
Die Verskomödie der Frühaufklärung in poetologischer
Auseinandersetzung und literarischer Praxis:
Johann Elias Schlegels *Die stumme Schönheit* ..... 131

Nicola Kaminski (Bochum)
Wer zuletzt lacht ... Gottscheds *Deutsche*
*Schaubühne* im anonymen Nachspiel *Herr Witzling*
in Gottscheds *Deutscher Schaubühne* ..... 157

Nicolas Pethes (Bochum)
»Einsamkeit sey eine Schule der Menschenkenntnis«.
Isolation als anthropologische Versuchsanordnung in
der Literatur der französischen und deutschen Aufklärung ..... 181

Carsten Zelle (Bochum)
Experiment, Beobachtung, Selbstbeobachtung. Empirie
bei den ›vernünftigen Ärzten‹ der Frühaufklärung ..... 209

Anne-Charlott Trepp (Bochum)
»Daher entsteht so viel naturhistorisches Unheil«.
Wissens- und Kulturtransfer zwischen Indien
und Europa: Die Halleschen Missionsberichte ..... 229

Jutta Seifert (Dortmund)
Voltaires *Candide ou l'Optimisme* (1759) in der Übersetzung
von Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius (1778/82) ..... 257

**Andreas Beck / Nicola Kaminski**

# An den Großgünstigen Leser

174 Joachimi Camerarii Symbolorum
LXXXVII.
LATET ABDITA.
Nucleus arridet? Spinosa putamina rumpe;
Non vult felices absq. labore DEVS.

(Joachim Camerarius: Symbolorum ac Emblematum Ethico. Politicorum. Centuriæ Quatuor, Mainz 1697, II, S. 174; Stadtarchiv und wissenschaftliche Bibliothek Soest, Sign. 5 U 8.3)

VERSTECKT IST DIE VERBORGENE FRUCHT

Lockt dich der Kern? Die dornige Schale gilt's zu zerbrechen;
Gott will nicht, daß der Mensch glücklich sei ohne Müh'.

Diese emblematische Regel des Joachim Camerarius gilt auch für die Literatur der Frühen Neuzeit, einen der profilbildenden Schwerpunkte des neugermanistischen Bochumer Masterstudiengangs: Um die süße vormoderne Lesefrucht genießen und womöglich den Entschluß fassen zu können, das eigene Studium mit einem entsprechenden Akzent zu versehen, dafür muß man sich der stachligen Erstbegegnung mit Texten stellen, die uns zunächst ausgesprochen fremdartig-spröde entgegentreten. Und unsere künftigen *Masters of Arts*, sie müssen tatsächlich diese Erfahrung machen, denn sie sind gehalten, vor Antritt ihres M. A.-Studiums eine Veranstaltung im Bereich der Neueren deutschen Literaturwissenschaft zu besuchen, deren thematisches Zentrum vor 1750 liegt – ›Frühneuzeitobligatorik‹ heißt das im internen Curricularjargon, ein Wort, das so charmant anmutet wie jene spitzige Kastanienschale, an der sich das Eichhörnchen bei Camerarius abarbeitet. Doch der Schein trügt, wie wir hoffen, denn jene Obligatorik, für die wir uns eingesetzt haben, verstehen wir entschieden als eine freiwillige Selbstverpflichtung unsererseits dazu, im Bereich der sogenannten ›mittleren deutschen Literatur‹ mit einer attraktiven Palette von Lehrveranstaltungen aufzuwarten. Daß ein solches Angebot ansprechende Übungen, Pro- und Hauptseminare umfaßt, versteht sich von selbst – unser Ziel indes war und ist, die Studierenden im Rahmen eines besonderen Veranstaltungsformats zur Auseinandersetzung mit vormodernen Texten zu ermuntern: eben durch die Ringvorlesung ›Literatur der Frühen Neuzeit und ihre kulturellen Kontexte‹, die, seit 2010, jeweils im Sommersemester stattfindet.

›LITERATUR der Frühen Neuzeit ...‹ – das ist dahingehend ernstzunehmen, daß unsere Ringvorlesung mit Bedacht gerade *nicht* als eine Überblicksveranstaltung konzipiert ist, die Gefahr läuft, in eher mehr denn minder losem Kontakt zu ihren textuellen Gegenständen über diese hinwegzusprechen. Statt dessen widmen sich die jeweiligen Vorlesungseinheiten

einem nicht allzu umfangreichen Text bzw. Textcorpus (wobei ›Text‹ weit gefaßt ist und keineswegs nur literarische Texte meint), den bzw. das die Lehrenden ins Zentrum stellen, um von ihm aus exemplarisch Aspekte frühneuzeitlicher Literatur zu entfalten. Ein solches Verfahren zeitigt erfrischend-prägnante Vorträge, auf deren ungewohnte Themen sich die Studierenden von Woche zu Woche angemessen vorzubereiten imstande sind und die, bei ›nur‹ etwa einer Stunde Dauer, Gelegenheit zu anschließender Diskussion bieten; Vorträge, die den Zuhörern die texterschließende Leistungsfähigkeit des jeweiligen Forschungszugriffs konkret erfahrbar machen.

›... und ihre KULTURELLEN KONTEXTE‹ – die textzentrierte Anlage der Ringvorlesung meint keinen gegen andere Disziplinen abgeschotteten literaturwissenschaftlichen Tunnelblick. Im Gegenteil soll die Vortragsreihe zeigen, wie notwendig und fruchtbar es ist, die Literatur der Frühen Neuzeit aus fachübergreifend-kulturwissenschaftlicher Perspektive zu fokussieren. Die Veranstaltung hat das Ziel, fallweise die engen Beziehungen freizulegen, die unsere vormodernen Untersuchungsgegenstände im Diskursgeflecht ihrer Zeit zu dem unterhalten, was in der ausdifferenzierten szientifischen Landschaft unserer Tage von der Literaturwissenschaft disziplinär gesondert scheint: zur Theologie etwa oder zur Musik, zur bildenden Kunst, Sprachwissenschaft, Politik, Medizin etc.

Dieser Aufgabe können wir aus eigenen Kräften freilich nur bedingt nachkommen, eine Not, die sich leicht in eine Tugend ummünzen läßt – legt sie doch nahe, jenseits der Bochumer Neugermanistik nach Mitstreitern Ausschau zu halten: literaturwissenschaftsaffine Kollegen aus anderen Fächern und Fakultäten der Ruhr-Universität zu gewinnen, einschlägige auswärtige Spezialisten zu Gastvorträgen einzuladen und schließlich den Blick auch über die *scientific community* hinaus zu richten, um künstlerische Adaptionen frühneuzeitlicher Literatur in die Veranstaltung zu integrieren. Ein ums andre

Mal wird der Hörsaal zur Bühne, begegnet auf ihr der Text einmal nicht in kühler analytischer Distanz, sondern in der artistisch-performativen Präsenz einer theatralischen Darbietung. Auf diese Weise lockt unsere Ringvorlesung die Studierenden mit einem thematisch wie personell facettenreichen Programm, das ihnen Gelegenheit verschafft, literaturwissenschaftliche Frühneuzeitforschung in ihrer Vielgestaltigkeit und interdisziplinären Anschlußfähigkeit kennenzulernen.

Den Vorschlag des Verlags Peter Lang, die Ringvorlesung des Sommersemesters 2011 zu publizieren – sie hatte ihren thematischen Schwerpunkt in der notorisch unterbeforschten ›späten‹ Frühen Neuzeit (ca. 1680-1750) –, haben wir gerne angenommen: als willkommene Gelegenheit, den vorliegenden Sammelband als einen zu erarbeiten, der nicht wie andere auch auftritt. Er versteht sich nicht als eine Sammlung von Aufsätzen, die als bislang unerhörte Forschungsereignisse zu elaborierter Schriftlichkeit ausgearbeitet wurden; vielmehr ist er von der Performanz her als Dokumentation einer Lehrveranstaltung, die aus mündlichen Vorträgen besteht, gedacht, mit Modellanspruch hinsichtlich der Frage: ›Wie läßt sich die Frühe Neuzeit einem breiteren studentischen Publikum attraktiv nahebringen?‹ Daher verleugnen die Beiträge ihre Herkunft aus dem Hörsaal nicht – das bedeutet, zum einen, ein Programm von gemischtem Charakter: Neben Erstpublikationen von Untersuchungen, die im Rahmen forschungsnaher Lehre vorgestellt wurden, finden sich Extrakte von Forschungsergebnissen, die in jüngerer und jüngster Zeit erschienen sind; zu ihnen gesellt sich die Behandlung ›klassischer‹ Themen, und auch provokante Positionen kommen zu Wort, die eine Art *alternate literary history* skizzieren und dafür werben, vermeintlich Selbstverständliches gegen den Strich zu lesen. Herkunft aus dem Hörsaal – das meint weiterhin, daß die hier versammelten Beiträge auch im Druck den Duktus mündlicher Rede wahren, daß sie auf weiterführende Diskussionen in Fußnoten verzichten und ihren Anmerkungsap-

parat auf Nachweise direkter oder sinngemäßer Zitate beschränken. Diese Nachweise wurden in Klammern in den laufenden Text aufgenommen; erweitert wurden die Beiträge am Ende um bibliographische Informationen zu zitierter und ausgewählter weiterführender Literatur.

Derart konnten die Vorträge der Ringvorlesung mit mäßigem Reibungsverlust in das neue Format überführt werden, in dem sie sich nun nicht mehr an den geneigten Hörer, sondern an den großgünstigen Leser wenden – das *Candide*-Theatersolo der Dortmunder Schauspielerin Jutta Seifert hingegen, mit dem die Veranstaltung schloß, verweigerte sich solchem Medienwechsel. Es wurde daher zu einem Hörbuch umgearbeitet, das dem Buch auf CD-ROM beiliegt; auf ihr finden sich außerdem der Reader, der die Vorlesung begleitete, sowie Handouts, Präsentationen, Musikbeispiele zu einzelnen Beiträgen; diese zusätzlichen Materialien runden den Band ab, der sich ohne sie, in seiner gerade auch fachdidaktischen Orientierung, unvollständig ausnähme.

* *
*

> Ist doch der Echo danckbar / wann man demselben im Wald einen guten Morgen giebt / so giebt ers wieder. Ist doch das Schaaf oder Lamm danckbar / wann man dasselbe mit Fuder versicht / so spendiert es für die Wohlthat eine gute Woll. Ist doch der Klee [...] danckbar / wann diesem der Himmel einen kühlenden Regen theilt / so hebt er seine Blätlein in die Höhe / als wolle er mit aufgereckten Händen diese Gutthat erkennen: Aber der sonst Nasenwitzige Mensch macht ihm mehrmal keinen Knopf an die Nasen /
>
> (Abraham a Sancta Clara: Wohl-angefüllter Wein-Keller [...], Nürnberg und Würzburg 1710, S. 359)

sondern vergißt zu danken. Wir nicht. Zunächst danken wir dem Verlag Peter Lang in Person von Herrn Ühlein dafür, daß er dieses Buchprojekt angeregt, ermöglicht und betreut hat. Sodann danken wir den Vorträgern unserer Ringvorlesung

dafür, daß sie sich zur Mitwirkung an diesem ungewöhnlichen Sammelband bereitgefunden haben. Weiterhin danken wir allen – sie sind an entsprechender Stelle genannt –, die uns in generöser Weise die Reproduktion von Bild- und Tonmaterial gestattet haben, so daß auch das opulente Begleitmaterial der Veranstaltung zugänglich gemacht werden konnte. Insbesondere danken wir der Westdeutschen Blindenhörbücherei Münster, deren Aufnahmestudio wir zur Produktion des *Candide*-Hörbuchs nutzen durften. Und schließlich danken wir Nicolas Potysch und Hendrik Schmehl für ihre vielfältige hilfskräftige Mitarbeit.

**Nicola Kaminski (Bochum)**

# Experimente mit dem lyrischen Sprechgestus: Johann Christian Günthers Liebesgedichte zwischen Barock, Galanterie, Erlebnislyrik

Die Ringvorlesung »Literatur der Frühen Neuzeit und ihre kulturellen Kontexte« ist im vergangenen Sommer zum ersten Mal angetreten und hatte, im Sinne einer Exposition, in exemplarischen Zugriffen den gesamten Untersuchungszeitraum auf dem Programm, beginnend 1509 mit dem *Fortunatus*, endend 1729 bei Gottscheds *Schauspiel*-Rede. Demgegenüber wollen wir diesen Sommer das Spielfeld enger abstecken, das näher in den Blick nehmen, wofür mein geschätzter Kollege Carsten Zelle den wunderbar paradoxen Epochenbegriff ›Spätfrühneuzeit‹ gefunden hat. Sondieren wollen wir unter diesem Label das literarische Feld von etwa 1680 bis 1750 (und mit Voltaires *Candide* auch ein paar Jahre darüber hinaus), einen Zeitraum demnach, für den sich die Literaturhistoriker mit Epochenzuordnungen notorisch schwer tun: zu ›dem‹ Barock scheint das nicht *mehr* so recht zu gehören, zu ›der‹ Aufklärung *noch* nicht so richtig, und daß so etwas wie ›Spätbarock‹ oder ›Frühaufklärung‹ äußerst durchsichtige Verlegenheitsbegriffe sind, über die Carsten Zelles ›Spätfrühneuzeit‹ sich auch ein bißchen lustig macht, liegt auf der Hand. Aber noch schlimmer: es handelt sich nicht nur um Verlegenheitsbegriffe, ihr Begriffsumfang reicht auch hinten und vorne nicht hin, um die Fülle divergenter literarischer Phänomene um 1700 zu fassen. Denn die Zeit um

1700 ist in der deutschen Literatur eine Zeit von radikaler Offenheit, Neuorientierung, auch Experimentierfreude. Dahinein gehört, was im Zentrum der heutigen Vorlesung stehen soll: Johann Christian Günther und die sog. ›Galanten‹.

Dabei gehe ich in drei Schritten vor:

1. Ausgehen möchte ich von der wirkungsmächtigen Deutung des 1695 geborenen und 1723 siebenundzwanzigjährig gestorbenen Johann Christian Günther als Vorläufer Goethescher Erlebnislyrik: ein Lyriker des frühen 18. Jahrhunderts wird wahrgenommen in Koordinaten des späten 18. Jahrhunderts.

2. Von da aus möchte ich Ihnen in exemplarischen Textkonstellationen einen kleinen Ausschnitt aus Günthers »Verliebten Gedichten« vorstellen und dabei auf zwei Phänomene besonders die Aufmerksamkeit lenken, Phänomene, die womöglich geeignet sind, ›erlebnislyrische‹ Texturen hervorzubringen: erstens auf die textuelle Evokation von ›Erlebnis‹ durch Errichtung eines intimen Referenzraums, zweitens auf die performative Inszenierung von ›Erleben‹ *im* lyrischen Sprechakt. Das soll in verschiedenen Versuchsanordnungen kon-textualisiert werden: zum einen zeitgenössisch-galant, zum andern mit Goethes ›Sesenheimer Gedichten‹ gut fünfzig Jahre später, der Keimzelle aller gängigen Erlebnislyrikkonzepte.

3. Als Konsequenz daraus möchte ich vorschlagen, das Konzept ›Erlebnislyrik‹ vom Autor Goethe als Deutungsfluchtpunkt historisch zu entkoppeln und statt dessen an einer Phänomenologie erlebnislyrischer Textstrategien zu arbeiten.

Zunächst einmal aber, ich beginne mit Punkt 1, kommt man, wenn man von Günther reden will, an Goethe beinah nicht vorbei. Im siebten Buch von *Dichtung und Wahrheit*, in dem er

rückblickend den eigenen epochengeschichtlichen Standort zu Beginn seiner literarischen Produktion zu bestimmen sucht, schreibt Goethe 1812:

> Hier gedenken wir [...] *Günthers*, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. (Goethe 1812/1985, 288)

Zwei Zuschreibungen sind es vor allem, die Günther zum Vorläufer Goethescher Erlebnislyrik haben werden lassen: das Vermögen, »im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen«, und die »große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen«. Das berührt sich eng mit Goethes poetischem Selbstverständnis: Alle seine Gedichte nennt er 1823 im Gespräch mit Eckermann »Gelegenheitsgedichte«, die »durch die Wirklichkeit angeregt« seien (Eckermann 1823/1986, 44); und schon in *Dichtung und Wahrheit* schreibt er, angesichts des wenig inspirierenden literarischen Umfelds der 1760er Jahre sei ihm gar nichts anderes übrig geblieben, als »in meinen Busen [zu] greifen«:

> Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen [...]. Alles was daher von mir bekannt

> geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist. (Goethe 1812/1985, 306)





Was Goethe hier autobiographisch modelliert, ist die Geburt eines epochalen Umbruchs: vom alten Paradigma traditionsverpflichteten Dichtens hin zu einer neuen, authentischen Erlebnisdichtung, die im Reichtum des eigenen Busens gründet. Damit sind die Weichen gestellt für die Rezeption der Goetheschen Lyrik, damit sind aber auch für die nächsten anderthalb Jahrhunderte die Weichen gestellt für die Rezeption von Günthers Gedichten, insbesondere seiner Liebesgedichte. Sowohl aus den Goetheschen als auch aus den Güntherschen Liebesgedichten spann man, zentriert um identifizierbare Adressatinnen wie Friederike Brion oder Leonore Jachmann, regelrechte Liebesromane heraus, und zwar bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Das rief in den letzten dreißig, vierzig Jahren Kritik auf den Plan: naiver Biographismus, unreflektierte Zirkelschlüsse, Überspringen der Artifizialität der Texte lauten die Vorwürfe, im Falle Günthers zudem, daß man ahistorisch arbeite. Seither ist man vorsichtig geworden, hat in der Goetheforschung das Konzept der Erlebnislyrik modifiziert, in der Güntherforschung die Traditionsgebundenheit scheinbar origineller Texte herausgestellt und sich anderen als den Liebesgedichten zugewandt.

Sehen wir uns vor diesem Hintergrund, ich komme zu Punkt 2, ein erstes (langes) Gedicht von Günther genauer an, das in den Sommer 1719 zu datieren ist:

*Als er ungefehr auf dem Kirchhofe*
*mit seiner Leonore zusammen kam.*

Der Mittag brannte scharf, als Philimen spatzierte,
Und Leib und Herz voll Glut, das Haupt voll Kummer führte,
Und weil die Mattigkeit der Angst zu Hülfe kam,
Den erst- und besten Weg zur Ruh im Schatten nahm.
5 Dieß war die Einsamkeit der grünen Kirchhofslinden,
Sonst war auch in der Näh kein Aufenthalt zu finden;

Hier ließ er seinen Gram bey Gräbern, Asch und Graus,
Mit aufgestütztem Arm und nassen Seufzern aus.
Die bange Nachbarschaft empfing die schweren Lieder,
10 Und gab sie so, wie folgt, aus hundert Grüften wieder:
»Verhängniß, schenke mir Erbarmung oder Tod.
Verdient mein treuer Sinn dergleichen harte Noth?
Und ist es dir ein Ruhm, die Liebe so zu quälen?
Du läßt sich Baum und Vieh nach Wunsch und Lust vermählen,
15 Der Mensch, der arme Mensch, soll einzig und allein
Aus abergläubscher Furcht ein blöder Sklave seyn;
Du kennst die fromme Brust der weisen Philidoren,
Sie hält sich bloß vor mich und mich vor sie geboren,
Du kennst auch dieß mein Herz, und weißt, daß dessen Treu
20 Jhr iederzeit geweiht und dir gehorsam sey,
Und gleichwohl marterst du die unverfälschten Flammen,
Und gleichwohl läßt dein Neid uns gar so karg zusammen;
Jch leid es mit Geduld, wenn Glück und Hoffnung bricht,
Ach! martre nur mein Herz mit ihrer Trennung nicht.
25 Es sind, du weist es wohl, fast mehr als sieben Wochen,
Seitdem wir uns bereits nicht mehr vertraut gesprochen,
Seitdem mein dürrer Mund den reinen Kuß entbehrt,
Und Sehnsucht und Verdruß mein trocknes Mark verzehrt.
Wir sind in einer Stadt, ja gar in einer Mauren;
30 Jedoch weil Haß und Neid auf unsern Umgang lauren,
So sind wir halb entfernt; dieß ist ein härtrer Stand,
Als wär sie in Stockholm und ich in Morgenland.
Kein Zufall will sich noch in unsre Wünsche schicken,
Die Mutter hütet sie mit viel Verfolgungsblicken,
35 Kein Fenster und kein Spalt, kein Winkel, keine List
Ergötzt mich nur mit dem, was doch noch wenig ist.
Ja wenn ein einzler Druck die Hand vergnügen möchte,
Ja wenn mir nur ein Blat verstohlne Nachricht brächte,
So hätt ich etwas Trost, und so behülf ich mich
40 Jn Hoffnung beßrer Zeit. Verhängnis, beßre dich,
Und liefre mir mein Kind nur einmal in die Armen,
Verdien ich auch gleich nicht ein gütiges Erbarmen,
O! so verdient es wohl die Länge meiner Quaal.
Jch sterbe schon vor Angst des Tages tausendmal,
45 Und hab ohn ihre Gunst kein ander Glück auf Erden,
Als daß ich hoffen kann, gar bald verscharrt zu werden.
Du weist, ich habe noch dein Blitzen nicht verklagt,
So scharf mich auch dein Zorn und dessen Wirkung plagt,

So viel ich darben muß, so oft ich schwitz und friere,
50 So viel ich Ungemach, so wenig Trost ich spüre,
Bleibt Philidore mein, so hab ich, was ich will,
Und bin, so scharf du zürnst, in allen Wettern still.
Gedenkst du mich vielleicht mit Härt und Schlag zu zwingen,
Und willst du mich so gar um ihre Liebe bringen,
55 So wie du mich bereits um Glück und Ruhm gebracht?
So weit erstreckt sich nicht die Herrschaft deiner Macht;
Du magst auch, denkst du dich des Sieges nicht zu schämen?
Mir, dem du alles nimmst, das Leben vollends nehmen!
Jch geb es willig hin, du bringst es nicht dazu,
60 Daß ihr mein Unbestand Gewalt und Unrecht thu,
Und daß – – « Hier nahm sein Schmerz ein schön und plötzlich Ende:
Jndem ein sanfter Druck zwo unversehner Hände
Jhm, dessen Herz dabey so Furcht als Hoffnung fand,
Mit zärtlichstarker List das Antlitz rückwärts band.
65 Er fühlte kaum die Haut, so ward der Gram geringer,
»O! drückt nur, fing er an, ihr allerliebsten Finger,
Jch kenn euch gar zu gut, auch bey des Auges Nacht,
Wodurch ihr mir anietzt den Himmel heiter macht.
Befreyt nur mein Gesicht, und laßt euch dankbar küssen.«
70 Er schwieg und ward so gleich von Philidorens Grüssen
Mit größrer Freud umringt, als wenn das größte Land
Jhm ietzo Stimm und Wahl zur Krone zugesandt.
Er schwieg, sie weint und sprach: »So müssen uns, mein Leben,
Die Gräber Sicherheit, die Todten Zuflucht geben;
75 Sonst ist kein Ort vor uns so heimlich und versteckt,
An dem die Tadelsucht nicht unsern Scherz entdeckt.
Der Kirchhof nimmt uns ein, und stillt mein heiß Verlangen,
Dich, eh du reisen sollt, noch einmal zu umfangen.
Wie hab ich mich gesehnt! wie hab ich nicht so oft
80 Bey Nebel und bey Nacht auf diese Lust gehofft?
Jetzt hat sich gleich mein Fuß den Wächtern weggestohlen,
Um bey der Eltern Grab betrübten Trost zu holen.
Jch war kaum angelangt, so traf ich dein Gesicht,
Jch dacht, es scheuchte mich, und traut und traut auch nicht.
85 Doch Liebe wehrt der Furcht, ich schlich dir nach dem Rücken,
Und sah dich Westwerts zu betrübt gen Himmel blicken,
Jch hört auch, wie dein Mund, der mir das Herze brach,
Von meiner Redlichkeit so vortheilhaftig sprach.
Ach! Kind, ach! liebstes Kind, womit vergelt ichs wieder?«
90 Und damit sank ihr Arm auf meiner Achsel nieder,

Und damit lag zugleich ihr Haupt in meiner Schoß.
Der Zephyr riß vor Neid den halben Busen bloß,
Wo Philimen sogleich, so weit sie ihm erlaubte,
Der Schönheit Rosenknopf mit sanften Fingern schraubte.
95 Bey dieser stillen Lust, die beyden gleich gefiel,
Erzehlte Philimen, wie heftig und wie viel
Sein längst geübter Geist gewünscht, gehofft, gelitten,
Wie giftig ihn der Neid bey aller Welt verschnitten,
Und wenn er dann und wann die Lippen zugethan,
100 So küßt er sie einmal, und fing von neuem an:
»Betrachte dieses Feld, den Schauplatz kalter Leichen,
Hier triumphirt der Tod, hier stehn die Siegeszeichen
Der starken Eitelkeit, hier siehst du, liebes Kind,
Was Hoheit, Witz und Pracht, und was wir Menschen sind.
105 Den Pöbel schreckt der Ort mit Knochen, Furcht und Särgen,
Uns aber muß er ietzt mit Lust und Trost verbergen,
Ja was noch größer scheint, so muß ein ieder Stein
Und dessen grünes Mooß uns statt der Warnung seyn:
Jhr Menschen, fangt die Zeit, bedient euch eurer Jahre,
110 Und nehmt den Frühling mit. So weckt uns selbst die Bahre,
Die andre traurig macht, so führt sie uns zur Lust.
Die Predigt, so ich thu, kömmt nicht aus geiler Brust,
Jch reitze deinen Sinn zu keiner frechen Sünde,
Jch sag es, weil ich dich vor treu und klug befinde,
115 Und will, daß auch dein Herz, so ich an Ketten zieh,
Die liederliche Zunft verwegner Dirnen flieh;
Doch darum ist der Scherz der Jugend nicht verboten,
Jch schwöre bey der Ruh und Seligkeit der Todten:
Sind Herzen weicher Treu vernünftig, zart und rein,
120 Und stimmt Gemüth und Mund nach Ueberlegung ein,
So ist der Kuß erlaubt, so mag der Glieder Spielen
Ohn alle Sünd und Schuld der Seelen Bündniß fühlen.
Bedenkst du dieß nur recht, so wirst du mich verstehn,
Jch will dir nicht gesund von dieser Stelle gehn,
125 Wofern dich nicht mein Ernst auf ewig auserwählet;
Jch habe dich geprüft, verachtet und gequälet,
Und überall versucht, dein Wesen steht mir an,
Und Lorchen ist allein, was Günthern halten kann.
Verdien ich nun dein Herz, so schwör und bleib mein eigen,
130 Und nimm mit mir vorlieb, und laß das Unglück steigen,
Und halt, ich geh dir vor, in allen Wettern still,
Es geh auch, wie es geh, und komme, wie es will,

So kommt es uns zur Lust; denn, wenn wir ehrlich lieben,
So kann uns auf der Welt nichts als der Tod betrüben.
135 Erinnre dich der Zeit, worinn ich dich bedient,
Denn daß dein schöner Kranz noch ohne Flecken grünt,
Dein Leib nicht Würmer speist, dein Ruhm den Neid vernichtet,
Wer hat es sonst als Gott und ich durch ihn verrichtet?
Jch rück es dir nicht vor, ich setz es darum hin,
140 Damit man glaub und seh, daß ich dein Liebster bin.
Jetzt weiß ich freylich nicht, wie lang ich hier noch bleibe,
Noch, wo mich Glück und Wind in kurzem hin vertreibe;
Und darum sey es dir hiermit voraus gesagt,
Bleib, wie du ietzo bist, und wenn dich alles plagt,
145 So denk an Gott und mich, und an mein Wiederkommen,
Jch werde, wenn mein Fleiß an Wachsthum zugenommen,
Dein Glücke mit erhöhn. Nichts nimmt man von der Welt,
Als was genossen ist, und was man bald erhält,
Wir wollen unsern Lauf in süßer Ruh vollbringen,
150 Auch dein Gedächtnismahl soll Zeit und Tod bezwingen,
Und Lorchens Name wird in meinen Büchern blühn,
So lange Kunst und Fleiß noch einen Dichter ziehn.
Jch will den Pleißenstrand um deine Lieb erheben,
Jch will dem Rosenthal des Pindus Ehre geben,
155 Nachdem mir sein Revier, als deine Vaterstadt,
Den besten Schatz der Welt an dir gegeben hat.
Veraltet dein Gesicht und werd ich auch zum Greißen,
So will ich doch dein Kind, du sollst mein Mägdchen heißen.
So lebt es sich vergnügt, so stirbt sichs Friedenvoll.
160 Ach! Lorchen, daß ich nicht mit dir erblassen soll!
Kann noch ein treues Flehn des Himmels Schluß gewinnen,
So reist ein Augenblick uns ganz gewiß von hinnen;
Denn gleiche Lieb und Lust begehrt auch gleichen Fall,
Wo du nicht bey mir bist, da sterb ich überall.«
165 Damit schloß Philimen mit Küssen und Verlangen,
Das Zeugniß gleicher Gunst begierig zu empfangen.
Sie drückt ihn scharf und fest an Armen, Brust und Mund,
Der tausend Seufzer ließ, und voller Sehnsucht stund,
Und sprach: »Jch bin zu schwach, mich weiter zu erklären,
170 Die Zunge kann nicht fort, drum reden Blick und Zähren.
Selbst Sylben sind genug: Du lebst und stirbst in mir.«
»Ach! sagte Philimen, was wollt ich mehr von dir?«
Und damit letzten sich die zwey vertrauten Herzen,
Besahen Schrift und Grab mit untermengten Scherzen,

175 Erzählten ihren Gram den Bäumen und der Luft,
Und kamen ungefehr zu jener düstern Gruft,
Worein der Schickung Grimm in viermal sieben Tagen
Ein jung und treues Herz dem andern nachgetragen.
Der Stein gab den Bericht: »Mein Pilger steh und ließ,
180 Die Sonne dieser Welt litt hier die Finsterniß,
Das ist: Die schönste Braut von Geist- und Leibesgaben,
Die edle Kunadinn, ward hier zu früh begraben,
Jhr Conrad, dem sie schon ihr ganzes Herz geweiht,
Gerieth dadurch in Gram, und folgt in kurzer Zeit.
185 Jhr Männer, seyd vergnügt. Denn euer Ruhm und Liebe
Besiegt ietzt, wie ihr seht, des Frauenzimmers Triebe.«
Hier scherzte Philimen und sprach: »Da sieht mein Licht,
Wie dieses Beyspiel uns des Vorzugs Lorber flicht.«
»Ja, sprach sie, stirbt mein Kind zuerst an unsern Ketten,
190 So will ich mein Geschlecht durch größre Tugend retten,
Jch wünschte mir hernach der Jahre Zahl vermehrt,
Daß, wenn mein Wittwenstand dich in der Aschen ehrt,
Die Größe meiner Treu dich länger klagen könne,
Und daß ich dir vor mir den Abschied willig gönne,
195 Das ist ein Liebeszug, und zeigt die Regung an,
Durch die ich mich um dich zu Tode weinen kann.«
Jhr Mund beschloß dieß Wort mit Nachdruck und mit Küssen,
Und beyde fuhren fort den Abend zu genießen,
Bis daß die Dämmerung mit Macht darzwischen kam,
200 Und dieß verliebte Paar den Weg nach Hause nahm.

(Günther 1719a/1998, 795-801)

Und das, so fragen Sie sich jetzt wahrscheinlich, soll nun also ein Erlebnisgedicht sein?! Ja und Nein, das Nein überwiegt allem Anschein nach erst einmal. Wir haben, das fängt schon bei der Überschrift an, ein *erzählendes* Gedicht, das in der dritten Person spricht, aus der Fremdperspektive, trotz der vielen wörtlichen Rede; keine lyrische Ich-Aussage wie etwa in Goethes *Mir schlug das Herz*, wo ja auch ein Liebender und eine Liebende zusammenkommen, abends, nachts, jenseits der Gesellschaft, aber eben als Ich und Du. Die Fremdstellung in Günthers Gedicht geht aber noch weiter, denn wo in der dritten Person erzählt wird, braucht man Namen, und die Namen, die hier gegeben werden – *er* heißt Philimen (V. 1), *sie*

Philidore (V. 17) –, sind befremdlich: so heißt man nicht im Sachsen des frühen 18. Jahrhunderts, das klingt (wie auch schon das Erzählen in der dritten Person) nach Fiktion. Und für den Zeitgenossen war auch sofort klar, was für eine Fiktion das ist; so heißt man schon seit der Antike in der Schäferdichtung, einer Gattung, für die zweierlei konstitutiv ist: erstens die thematische Verbindung von Liebe und Dichten, zweitens die *als* Fiktion ausgestellte Schäfermaske. Auf diese Tradition hatten um 1700 in der Lyrik die sog. ›Galanten‹ zurückgegriffen, um dem Sprechen über Liebe innerhalb der geselligen Konversation einen imaginären Spielraum zu eröffnen.

Ach! liebste Flavia, die schrifft und die gedancken
  Sind ja ein wunderwerck und kleinod dieser welt;
Was spielen wir doch nicht in des gemüthes schrancken?
  Was haben wir da nicht verwegen fürgestellt?
Was uns verboten wird, das kan man hier erfüllen,
  Man lachet, schertzt und küßt, thut was uns wohlgefällt.
Kein scharff gesetze stört allhier den freyen willen,
  Und nichts ist starck genug, das uns zurücke hält.
Man mag die schönste brust hier ohne scheu berühren,
  Und schauen, was man sonst nicht wohl befühlen darff.
Man kan die heisse lust biß auff den gipffel führen:
  Dann den gedancken ist kein richter allzuscharff.
Kein riegel hält sie auff (Hoffmannswaldau 1695/1969, 52f., V. 17-29),

so heißt es programmatisch in Hoffmannswaldaus Gedicht *An Flavien*, gedruckt 1695 im ersten Teil der wichtigsten Gedichtsammlung der Galanten, *Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesene und bißher ungedruckte Gedichte*, die von 1695 bis 1727 in sieben Bänden von Benjamin Neukirch in Leipzig herausgegeben wurde. Ein anderes Gedicht von Philander von der Linde beginnt so:

Als nechst ich ohngefehr bey stiller Abend-Ruh
In der Gelassenheit zum Thor hinaus spatzierte,
Da sprach die Claelia mir durch das Fenster zu,
Und fragte mich, wohin mich meine Reise führte.

Nun war sie erst gesint, zugleich mit mir zu gehn,
Dafern mich das Gelück nicht dazumal geneidet,
Denn endlich konte sie sich nicht darzu verstehn;
Warum? sie hatte sich bereits gantz ausgekleidet.
Doch gieng ich höchst vergnügt aus ihren Augen hin,
Und ließ mich allgemach Verstand und Sinne leiten:
Es gab die Phantasie mir auch bald in den Sinn,
Als dürfft ich Claelien noch ausser Thor begleiten.

(Philander von der Linde 1705/1969, 57, V. 1-12)

Und dann folgt, wie das Gedicht auch betitelt ist, *Der eingebildete Spatziergang mit der Claelia*. Die als solche kenntlich gemachte, oft potenzierte Fiktion eröffnet also der Liebe in der galanten Lyrik Spielräume, nicht selten *sehr* weitreichende, und daß das keine Rückzugsposition ist, zeigt der Umgang mit den Namen an. Denn nicht nur die Liebenden tragen durchweg schäferliche Namen wie Flavia, Claelia, Leander, Daphnis, sondern auch die galanten Autoren selbst treten unter Schäfermasken auf und machen sich so zum Teil eines alternativen fiktionalen Wirklichkeitsentwurfs: Philander von der Linde, Menantes, Talander, Celander, Amaranthes, so heißen natürlich auch die galanten Dichter nicht von Geburt, aber unter solchen schäferlichen Pseudonymen (von denen manche bis heute nicht aufgelöst werden konnten) inszenieren sie ihre Autorschaft. In diese galante Tradition, die auf den Freiraum der Fiktion setzt und nicht auf authentisches Erleben, stellt sich unverkennbar auch das Günthersche Gedicht. Und traditionell nimmt sich in diesem Horizont auch der topische Ort aus, der Friedhof, an dem sich *memento mori* und *carpe diem* trefflich engführen lassen (»Jhr Menschen, fangt die Zeit« [V. 109], heißt es in Philimens »Predigt« [V. 112] ausdrücklich), mit dem rhetorischen Ziel, den Liebesaugenblick nicht ungenutzt verstreichen zu lassen.

Mit Erlebnislyrik scheint das immer weniger zu tun zu haben. Doch sehen wir bei den schäferlichen Kostümen und Kulissen genauer hin! Von Philimen und Philidore ist in den ersten 127 Versen durchweg die Rede, doch dann lautet Vers 128

unvermittelt »Und Lorchen ist allein, was Günthern halten kann«, im Zentrum eines Liebesschwurs »auf ewig« (V. 125) seitens des Mannes:

> Jch habe dich geprüft, verachtet und gequälet,
> Und überall versucht, dein Wesen steht mir an,
> Und Lorchen ist allein, was Günthern halten kann.
> Verdien ich nun dein Herz, so schwör und bleib mein eigen,
> Und nimm mit mir vorlieb [...]. (V. 126-130)

Plötzlich wird die schäferliche Maske gelüftet und dahinter werden wahre Namen sichtbar, Günther der Dichter und Lorchen als Koseform von Leonore, wie sie ja auch, anders als in vergleichbaren galanten Titeln, in der Gedichtüberschrift schon im Klartext steht. Noch zweimal nennt das sprechende Ich »Lorchen« beim kosenden Kurznamen (V. 151 und 160), dann schließt es seine Rede, und auch die lyrische Erzählinstanz rückt mit der Formulierung »Damit schloß Philimen« (V. 165) das Geschehen wieder vor die Schäferkulisse. Ähnliches gilt für den erzählend entworfenen Raum. Mag der Friedhof noch so topisch sein, er läßt sich doch in der wirklichen Topographie, in Lorchens »Vaterstadt« (V. 155) nämlich, verorten, die wiederum über Klartextnamen leicht als Leipzig identifiziert werden kann: vom »Pleißenstrand« (V. 153) ist die Rede (Leipzig liegt an der Pleiße) und vom »Rosenthal« (V. 154), einem Park vor den Toren der Stadt, auf einem Grabstein werden sogar unverstellte Namen, »die edle Kunadinn« und »ihr Conrad« (V. 182f.), entziffert. Ja selbst auf der Ebene der Erzählgrammatik wird für einen Moment die schäferlich-galante Fiktion durchsichtig auf eine dahinter liegende Wirklichkeit. Durchgängig nämlich wird die Begegnung von außen in der dritten Person erzählt, mit *einer* Ausnahme, als die Körper der Liebenden zum erstenmal zueinanderfinden. Sie hat ihn überrascht, hält ihm die Augen zu, gesteht, daß sie ihn belauscht hat, und dann heißt es (V. 90f.): »Und damit sank ihr Arm auf *meiner* Achsel nieder, | Und damit lag zugleich ihr Haupt in *meiner* Schoß.« Einen Augen-

blick lang hören wir das lyrische Ich als erlebendes Subjekt, dann übernimmt der Erzähler wieder und spricht von Philimen.

Haben wir mit solchen Augen-Blicken auf eine unverstellte, referentialisierbare Wirklichkeit, womöglich Erlebniswirklichkeit aber schon Erlebnislyrik? Sicherlich nicht. Doch wird die textuelle Konstitution von Erlebnis beobachtbar, wenn man weitere Günthersche Gedichte hinzunimmt. *Als Leonore sich endlich zum Lieben bewegen ließ. Leipzig, Anno 1719. den 26. Junii. Aria* ist eines überschrieben und beginnt so:

> ELeonore ließ ihr Hertze
> Nicht länger unempfindlich seyn,
> Sie räumt es nach so langem Schmertze
> Dem wohlbekandten Dichter ein,
> Und ließ ihn unter Schwur und Küssen
> Den Anfang ihrer Neigung wissen. (Günther 1719b/1998, 801, V. 1-6)

Ein Wendepunkt offenbar, sie, die (so erfährt man) bis dahin noch an einen andern gebunden war, gibt dem Liebeswerben des »wohlbekandten Dichter[s]« nach, auch dies erzählt in der fiktionalen dritten Person, doch ohne Schäfermaske und präzise datiert und lokalisiert: »Leipzig, Anno 1719. den 26. Junii«. Ein Erlebnis-Chronotop wird errichtet, und es bleibt nicht beim Zeit*punkt*, sondern es entsteht ein Referenzraum. Nach ihrem Liebesbekenntnis lauten nämlich die sechste und die siebte Strophe:

> Diß sagte sie mit nassen Wangen,
> Und zog ihn eilends brünstig fort,
> Und führte sein bestürtzt Verlangen
> An den schon offt besuchten Ort,
> Wo nichts als Grauß und Nacht regieret
> Und Tod und Stille triumphiret.
>
> Hier fing sie brünstig an zu weinen,
> Und rieff: Jhr Todten zeuget mir
> Bey meiner Eltern Leichen-Steinen
> Und ihrer Asche schwör ich dir,

Daß mich dein Hertz allein vergnüge,
Bis daß es hier versammlet liege. (ebd., 802, V. 31-42)





Eine doppelte Referenz wird evoziert: einmal auf den nichtfiktiven Leipziger Friedhof, zum andern auf den Ort, den bereits unser erstes Gedicht zum heimlichen Treffpunkt der Liebenden gemacht hatte, dort offenbar zu einem späteren Zeitpunkt, nachdem man sich »fast mehr als sieben Wochen [...] nicht mehr vertraut gesprochen« hat (Günther 1719a/1998, 795, V. 25f.) und eine Reise des Mannes unmittelbar bevorsteht (vgl. ebd., 797 und 799, V. 78 und 141). Damit wird Zeit in die Liebesbeziehung zwischen Philimen und Philidore alias Günther und Leonore eingetragen, aus der punktuellen Liebes*begegnung* wird eine Liebes*geschichte*. Und die wird über weitere Realitätsreferenzen, die sich in ihrer Intimität nur der (jetzt schon im Titel adressierten) Geliebten erschließen, *in* der Zeit fortgeschrieben. *Aria. An seine Schöne. Borau, den 22. Augusti Anno 1719* ist ein nächstes Gedicht überschrieben, eine Art Briefgedicht von unterwegs, das so anfängt:

NUn Kind! ich kan dich nicht mehr bitten,
Behalt mein Hertz in treuer Brust!
Das Denckmahl deiner muntren Sitten
Erweckt mir auch vom weiten Lust,
Und wo ich reise, wohn und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin. (Günther 1719c/1998, 804, V. 1-6)

Die Gedanken des Ichs sind also auch in Borau beim Du, es hört »den sanfften Wind nach Leipzig ziehn« (ebd., V. 22) und appelliert an gemeinsame Erinnerungen: »Erinnre dich der ersten Küsse, | Die niemand als der Schatten sah«, heißt es, oder: »Gedenck an Pfeiffers Schlaff-Gemach, | Und zehle dort die Wollust nach« (ebd., 805, V. 31f. und 35f.), eine Referenz, die sich dem heutigen Leser nicht erschließt, dem zeitgenössischen vielleicht schon, in jedem Fall aber eine *hinter* dessen Vorhängen vorstellbare Erlebniswirklichkeit evoziert. Und die letzte Strophe erinnert einmal mehr an den »Kirch-Hoff«, wo